

## Sachsen-Anhalt

Mit dem Aufruf „**Quedlinburg** braucht Ihre Hilfe!“ wirbt die Deutsche Stiftung Denkmalschutz um Unterstützung für die seit 1994 in die UNESCO-Liste des Welt- und Naturerbes aufgenommene Stadt am Harz. Mit einer Größe von über 80 ha ist die Altstadt Quedlinburgs eines der größten Flächendenkmale in Deutschland. Im 10. Jahrhundert war sie ein Hauptort des ostfränkisch-deutschen Reiches und genießt daher einen bedeutenden historischen Rang. Nach Jahrzehnten der Vernachlässigung waren nach 1989 viele Häuser in einem furchtbaren Zustand. Quedlinburg kann rund 1300 Fachwerkbauten aus dem 14. bis 19. Jahrhundert aufweisen – viele von ihnen konnten in den letzten Jahren gerettet werden. Aber noch immer sind viele Häuser nicht restauriert, so dass die Deutsche Stiftung Denkmalschutz erneut um finanzielle Unterstützung für die Stadt, aber auch für das Gelände des maroden Schlossbergs in Quedlinburg bittet. Durch unterirdische Wasseradern ist die Stabilität des Berges derart bedroht, dass schon ein lang anhaltender Regen den Berg noch stärker in Mitleidenschaft ziehen könnte. Bereits jetzt zeichnet sich die Katastrophe ab, denn schon wölben sich die Außenmauern der Stiftskirche St. Servatii bedrohlich. Auch das Renaissanceschloss, das in direkter Nachbarschaft zu der Kirche steht, ist von dem Abrutschen des Felsens bedroht. Technisch ist es kein Problem, den Sandstein des Schlossbergs durch Stahlseile und Anker, ergänzt durch stützende Mauern, dauerhaft zu sichern. Doch dafür sind etwa 12 Mio. Euro notwendig, wie erste Schätzungen ergeben. Diese Summe übersteigt bei weitem die Möglichkeiten des Landes Sachsen-Anhalt oder der Stadt Quedlinburg. Die Quedlinburger nennen ihren Schlossberg liebevoll den „Heiligen Berg“<sup>1</sup>. (MH)

<sup>1</sup> Zusammenfassung nach Prospekt der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (DSD) und [www.denkmalschutz.de/projekte](http://www.denkmalschutz.de/projekte). Spenden unter dem Stichwort „340292 Quedlinburg Schlossberg“ auf das Konto der DSD bei der Commerzbank Bonn, BLZ 380 400 07, Kto.-Nr. 3055555.

### Die romanische Kapelle der Festung Hohensalzburg

In den Jahren 1993 bis 2001 hatte die archäologische Abteilung des *Salzburger Museum Carolino Augusteum* (SMCA) parallel zu Umbau-, Sanierungs- und Revitalisierungsmaßnahmen im Hohen Stock der Festung Hohensalzburg baubegleitende Untersuchungen durchgeführt. Dabei wurden im Zuge jeder Kampagne wichtige Befunde und Funde gemacht; in regelmäßigen Abständen warteten die Archäologen mit Überraschungen auf. War es zum Beispiel bereits zu Beginn der Grabung 1993 der sicher erbrachte Beweis, dass die höchste Spitze des Burgberges schon in der Spätantike (im späteren 4. Jahrhundert) einen kleinen *burgus* trug, einen befestigten und militärisch gesicherten Wehrbau, so stellte die 1994 gelungene Aufdeckung der romanischen Kapelle gleich die zweite und für die frühe Geschichte der Festung überaus bedeutungsvolle Sensation dar. Im Erdgeschoss des so genannten Stockgebäudes, das um 1500 unter Erzbischof Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519) vor der Nordostecke des ursprünglichen Palas angelegt wurde, stieß man auf ein Gebäude, das seiner Form und Ausstattung nach nur ein Sakralbau gewesen sein kann. Die Untersuchung im Stockgebäude fand zwar zunächst nur mit dem Ziel statt, mittels einer Sondage auch an dieser Stelle der

Burg Einblick in die Bodenbeschaffenheit zu erhalten. Nachdem aber schon am ersten Tag eine ältere Mauer freigelegt wurde, stand der Entschluss fest, den gesamten Raum mit einer Größe von 11 x 9 m ebenso in die Forschungen einzubeziehen.

Vom aufgehenden Mauerwerk der Kapelle waren schließlich nur mehr die West- und die Nordwand sowie, stark dezimiert, eine Zwischenwand mit einer Arkadenstellung vorhanden. Die angetroffene Situation ergab trotzdem ausreichende Hinweise auf die ursprüngliche Größe, auf die Gliederung und die Datierung des Baues.

Unter anderem zeigte sich, dass die Zwischenwand eine sechsjochige und mit Arkadenbogen überspannte Pfeiler-/Säulenstellung hatte und einst zu einer Empore gehörte. Festgestellt wurde zudem, dass der Hauptraum davor in Form einer einschiffigen Halle zur Gänze mit Wandmalereien und einer reichen Stuckornamentik ausgeschmückt war.

Die Säulen der Emporenwand waren nicht mehr vorhanden, über ihre *in situ* verbliebenen Basen aus Marmor ließen sich allerdings der Durchmesser der Säulenschäfte und die ehemalige Jochbreite berechnen.

Der Fußboden der Kapelle fand sich in einer Tiefe von 2,60 m, gemessen ab Bodenniveau des spätgotischen

Abb. 1. Zwei Löwentondi (Foto: A. aus der Schmitten). Ausschnitt eines umlaufenden Frieses mit aneinander gereihten Rundmedaillons während der Applikation auf transportable Trägerplatten. Zu sehen sind zwei nach links schreitende Löwenfiguren in Rot und Weiß auf alternierend blauem und gelbem Grund.





Abb. 2. und 3. Zwei Köpfe von Heiligen (Fotos: A. aus der Schmitten). Links der Kopf eines noch nicht näher bestimmten bärtigen Mannes, rechts der Kopf eines Bischofs mit Heiligenschein und ursprünglich zweihöckeriger Mitra. Bemerkenswert die Qualität des Porträts, das hautfarbene Inkarnat ist sehr kräftig, das Auge überaus fein und detailliert gemalt.

Baues; im Westraum wurden ein Ziegelboden und ein Mörtelstrich erkannt, während im Hauptraum davor ein Ziegelboden zutage trat. Wandmalerei wurde hingegen in Resten an der Sockelzone der Nordwand und am südlichen Pfeiler der Arkadenwand freigelegt.

Die Säulenarchitektur der Empore und die Wandmalerei datieren die Kapelle in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts. Die Anlage gehört somit in die Zeit von Erzbischof Konrad I. (1106 bis 1147), der seinerseits auch die unter Erzbischof Gebhard (1060 bis 1088) ab 1077 begonnene erste Burganlage fertiggestellt hat.

Als besonders wichtig für die Datierung und zugleich für die Geschichte des Baues erwies sich aber auch das Schuttmaterial, mit dem der Kirchenbau aufgefüllt war. Neben unzähligen Scherben einer mittelalterlichen (und auch älteren) Keramik fanden sich hunderte Fragmente von Freskomalerei, die man ebenso der Zeit um 1130/40 zuweisen kann. Die zum Teil figürlich, zum Teil ornamental verzierten Bruchstücke waren ganz unterschiedlich geartet, viele Fragmente verschmutzt oder

mit einer Erdkruste bedeckt. Ein anderer Teil wies wiederum starke Beschädigungen auf, so dass ihre Oberfläche nicht immer sofort sichtbar war.

Bei einer ersten Inaugenscheinnahme und Reinigung der Fresken, die von der Restauratorin Amelie aus der Schmitten durchgeführt wurde, zeigte sich allerdings, dass ihre erkennbare Oberfläche zum Teil auch eine ältere Malschicht bedeckte und selbst von einer weiteren teilüberdeckt war. Das Vorhandensein dieser Putzschichten deutete nun sogar einen Vorgängerbau (aus der Zeit Gebhards?) und zusätzlich eine dritte „Bauphase“ an. Die erste Malschicht lässt sich nur grob um 1100 datieren, einzelne Details wie die Komposition oder die Zusammenstellung der Farben sprechen allerdings für eine Nähe zu den Fresken der Stiftskirche Lambach, die man gewöhnlich um 1080/90 ansetzt.

Für die zeitliche Einordnung der zweiten Malschicht, der u. a. die Bruchstücke Abb. 1–3 angehören, boten sich dagegen die Fresken der Stiftskirche Nonnberg in Salzburg (um 1140/50) sowie diejenigen der Abteikirche Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee (um 1160)

als Vergleich an. Die genaue Analyse der Fresken steht zwar noch aus, dennoch steht außer Zweifel, dass sie von größtem historischen Wert sind und zu den bedeutendsten ihrer Art in Österreich zählen. Die dritte Malschicht ist noch nicht sicher datiert, einzelne Indizien weisen aber auf einen Ansatz im 13. Jahrhundert bzw. in die Regierungszeit Erzbischof Eberhards II. (1200 bis 1246) hin.

Die Kosten der Grabung wurden von Stadt und Land Salzburg getragen, die Restaurierung der Fresken zudem vom Bundesdenkmalamt mitfinanziert. Die Aufdeckung der romanischen Burgkapelle leitete in der Folge aber auch weitere Untersuchungen ein, auf der einen Seite eine Arbeit zur Rekonstruktion ihrer Baugeschichte durch den Wiener Architekten Dipl.-Ing. Patrick Schicht und auf der anderen Seite eine kunsthistorische Betrachtung der Wandmalerei, die derzeit durch Michaela Lederer im Rahmen einer Diplomarbeit an der Universität Salzburg erarbeitet wird.

Wilfried K. Kovacsovic